

Konfessionelle Ortsgemeinden – ohne Zukunft?

Eine Herausforderung auch für die Ökumene

Einführung: Prof. Dr. Johann Pock, röm.-kath., Pastoraltheologe, Bonn

Bei einer Veranstaltung wie einem Katholikentag überhaupt die Zukunft der Gemeinden in Frage stellen zu müssen, schmerzt – und es zeigt ein wenig von dem, was derzeit von vielen Seiten als „Krise“ beschrieben wird.

Aber nicht nur aufgrund der vielfältigen persönlichen, emotionalen Bindungen an konkrete Ortsgemeinden, die wohl sehr viele der hier Anwesenden, der Referent eingeschlossen, haben werden, sondern auch angesichts des biblischen und des theologiegeschichtlichen Befundes ist eine Infragestellung konfessioneller Ortsgemeinden fast ein Hohn: Denn Christentum ist von Anfang an nicht denkbar ohne die Rückbindung der Christen an die örtlichen Versammlungen zu Gebet, zum Herrenmahl, zum Hören auf Gottes Wort und zum Dienst am Nächsten, vor allem am Armen.

Warum wir dieses Thema dann aber trotzdem auf den Tagesordnungen von Diözesen und Landeskirchen - und dann auch hier am Katholikentag haben, liegt an den massiven strukturellen Umbrüchen, in denen vor allem die katholischen Diözesen Deutschlands stehen.

War noch vor wenigen Jahren die Parole der meisten Diözesen: Es wird keine Pfarre aufgelöst! – So stehen jetzt viele vor der Tatsache, mehrere Pfarren zu einer Großpfarre zu fusionieren – oder zumindest eine Pfarreiengemeinschaft (Seelsorgeeinheit, Pfarrverbund ...) zu bilden, möglichst mit einem zentralen Pfarrgemeinderat. Und damit wächst die berechtigte Sorge der vielen haupt- und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen: Die Sorge um das, was über Jahrzehnte mühevoll aufgebaut worden ist an seelsorglicher Infrastruktur, an Beziehungen und Beteiligungen der Pfarrpastoral.

Es gibt in den derzeitigen strukturellen Planungen eine klare Tendenz, Seelsorge in immer größeren Räumen zu organisieren. Diese großräumige Seelsorgsplanung stimmt aber erlebnismäßig nicht überein mit der Sehnsucht vieler Christen und Christinnen und auch zahlreicher Seelsorger und Seelsorgerinnen, kleine und überschaubare Orte der Vergemeinschaftung des Glaubens zu haben.

Beide Standpunkte können sich dabei auf soziologische Studien beziehen:

- Der Blick auf die größeren Räume nimmt jenen Trend ernst, dass sich die Lebensräume der Menschen ausgedehnt haben: Man lebt nicht mehr sein ganzes Leben an einem Ort; räumliche Nähe bedeutet in vielen Fällen nicht mehr Beziehungsnähe. Gemeindebildung (und auch Gemeindebindung) geschieht daher immer häufiger nicht mehr zuerst aufgrund von territorialen Gegebenheiten, sondern aufgrund gemeinsamer Interessen, gemeinsamen Engagements oder auch gemeinsamer spiritueller Ausrichtung. – So der eine Standpunkt.

- Der Blick auf die kleinen, überschaubaren Orte von Vergemeinschaftung hingegen begegnet der Suche der Menschen nach Nähe, die in einer individualisierten und pluralisierten (Post-)Moderne nicht mehr automatisch gegeben ist.

Während man sich also im Grundanliegen trifft – nämlich den Menschen Orte und Räume zu bieten, wo sie ihren Glauben in Gemeinschaft leben können -, gibt es in den konkreten Handlungsoptionen große Unterschiede: Großräumige Strukturierung, die sich vor allem an der vorhandenen Zahl des Personals, vor allem der Priester, ausrichtet auf der einen Seite – kleinräumige Strukturierung mit einer bewussten Aufwertung der Verantwortlichkeiten von Laien auf der anderen Seite.

Deshalb möchte ich in diesem Einführungsstatement nochmals in Kürze auf die Grundlagen hinweisen, von denen ausgehend wir über die mögliche Zukunft konfessioneller Ortsgemeinden zu diskutieren haben – und es sind dies **biblische und theologische Grundlagen**, die für alle christlichen Konfessionen Gültigkeit haben sollten.

1. **Christlicher Glaube braucht einen Ort:** Christlicher Glaube ist ja der Glaube einer Gemeinschaft, und so waren die Christen von Anfang an herausgefordert, die entsprechenden sozialen Formen zu entwickeln, in denen sie dem Anspruch dieses Glaubens gerecht werden konnten. Die Sozialgestalt der Kirche ist aber nichts Zufälliges, sondern gehört wesentlich zu ihr dazu. Und so sagt das Kirchendekret des II. Vatikanischen Konzils, Lumen Gentium, in Kap. 26, dass die örtlichen Gemeinschaften von Gläubigen vollgültig Kirchen sind. Damit ist aber ausgesagt, dass das Territorialprinzip - d.h. die Vorgabe, dass christliche Gemeinschaften immer einen konkreten Ort brauchen - dass also dieses Territorialprinzip einen theologischen Anspruch ausdrückt, der nicht so einfach über Bord geworfen werden kann.
2. **Kirchliche Strukturen müssen sich primär an der Reich-Gottes-Botschaft ausrichten, nicht an ökonomischen Grundsätzen:** Das primäre Ordnungsprinzip der jungen Gemeinden des 1. Jh.s ging aus von der Frage: **In welcher Struktur ist es am leichtesten möglich, die Botschaft Jesu weiterzusagen und zu leben?** Wo und wie ist es am ehesten möglich, den Armen und Leidenden zu dienen und Außenseitern eine Chance zu geben? Dazu braucht es „missionarische“ Strukturen – also Strukturen, die nach außen und innen offen sind: die niemanden von vornherein ausschließen und die auf ihren inneren Kern verweisen, nämlich auf die Gründung in Christus. In der frühen Kirche waren es die Hausgemeinden, die diesen Raum gewährten, da sie einerseits klein genug waren, um die wichtige persönliche Ebene in der Verkündigung zu gewährleisten; andererseits aber auch groß genug, um die nötige Öffentlichkeit zu gewähren. D.h. die Strukturen der Kirche müssten dahingehend gewählt werden, dass im Sinne der Reich Gottes-Botschaft Jesu möglichst **den Armen und Leidenden gedient wird**. Nicht um ein Aufrechterhalten eines Systems mit allen Mitteln geht es – sondern um eine klare Optionalität in den strukturellen Umbrüchen. Das oberste Strukturprinzip dürfte daher auch kein funktionelles sein – also die Frage, wie man die vorhandenen Ressourcen am besten verteilt. Es müsste ein christologisches sein, das sich die Frage stellt: Wie können Gemeinden ihrem Auftrag, sich um ihre Mitte (Christus)

zu versammeln und daraus Kraft zu schöpfen für den Dienst an den Nächsten und füreinander, am besten nachkommen? Auf katholischer Seite kann daher an diesem Punkt die Amtsfrage nur sehr schwer außen vor gelassen werden!

3. **Es braucht ein gutes Miteinander von Kategorial- und Territorialeelsorge.** Es ist schwer vorstellbar und wäre auch theologisch sehr fragwürdig, wenn sich das Christentum in Deutschland nur mehr in kategorialen Bereichen wie z.B. Krankenhäusern, Veranstaltungen oder in Interessensgruppen versammeln würde. Christlicher Glaube ist ganz wesentlich auch ortsverbunden; er vollzieht sich an konkreten Orten und in konkreten Gemeinschaften. Dass sich heute viele Christen nicht mehr über eine Ortsgemeinde definieren, sondern sich ihre je unterschiedlichen Vollzugsformen ihres Glaubens selbst zusammensuchen, ändert nichts an der Tatsache, dass diese Form des gemeinschafts-unabhängigen Christentums wesentlich davon lebt, dass Ortsgemeinden ihre Angebote an Gottesdiensten, Veranstaltungen oder auch karitativen Unternehmungen aufrecht erhalten, sodass andere daran andocken können.

Mögliche Zukunftsoptionen für territoriale Gemeinden

Inwiefern können und sollen solche territorialen Gemeinden nun bei uns Zukunft haben?

- 1) **Klärung der Zuständigkeiten der Gemeinden:** Die im katholischen Raum stattfindende Neustrukturierung bedeutet zwar in vielen Fällen, dass die bisherigen Pfarreien ihren rechtlichen Status verlieren. Die theologische Frage ist aber, ob es in Hinkunft dann nicht weiterhin die einzelnen Klein-Gemeinden vor Ort gibt (und sogar geben muss), aus denen dann die rechtliche Größe der Pfarrei besteht. Hier bleibt zu klären, **was dann die jeweilige Gemeinde leistet bzw. leisten soll** – und was auf Pfarreebene geschieht. Dieses Verständnis gibt auch die Möglichkeit, unterschiedliche Gemeindeformen unter dem Dach einer Pfarrei zu haben: kategoriale und territoriale Gemeinden; personale Gemeinden – und vielleicht auch „Gelegenheitsgemeinden“, die sich um einzelne Veranstaltungen oder Events herum auf Zeit bilden.
- 2) **Christliche Erkennbarkeit von Gemeinden:** Theologisch ist klarzustellen, was dann jeweils eine christliche Gemeinde von einem wohltätigen Verein unterscheidet. Es braucht die **christliche Erkennbarkeit** – und dies durchaus auch in der konfessionellen Unterschiedenheit: in den jeweiligen Ritualen und Vollzugsformen des Glaubens; in den liturgischen und volkskirchlichen Traditionen.
- 3) **Diakonischer Auftrag der Gemeinden:** Ein wesentliches Merkmal christlicher Gemeinde, welches sie zukunftsfähig und sogar unverzichtbar macht, das scheint mir im **diakonischen Auftrag** zu liegen: der Vorrang der Leidenden, Armen und aus der Gesellschaft Ausgestoßenen ist uns von Jesus und dem Neuen Testament deutlich als Auftrag übergeben worden – und er kann und darf nicht nur an übergeordnete Organisationen abgegeben werden.
- 4) Die **Grundvollzüge der Kirche** zeigen auf, was zu ihrem Kerngeschäft gehört – was also unabdingbar ist dafür, dass wir von einer christlichen Kirche sprechen können. Diese Grundvollzüge – also die Verkündigung des Wortes Gottes, die Pflege der Gemeinschaft, Gottesdienst und Nächstdienst – diese Grundvollzüge können von den Kirchen nicht primär und ausschließlich in großräumigen Strukturen wahrgenommen

werden, sondern hauptsächlich an den konkreten Lebens- und Glaubensorten der Menschen. Daher ist für mich die große Frage hinsichtlich der territorialen Gemeinden: Wie wird in Hinkunft dieses Zusammenspiel der unterschiedlichen Ebenen stattfinden?

- 5) Ein gerade im katholischen Raum äußerst heikler Punkt ist schließlich die Frage der **Leitung der Gemeinden**. Durch die neu geschaffenen Strukturen wird diese Frage äußerst komplex: Wenn nämlich Gemeindeleitung und Eucharistievorsitz nicht getrennt werden dürfen und somit offizielle Gemeindeleitung nur durch einen Priester erfolgen darf – dann braucht es Sonderregelungen, wie diese Leitung konkret in den Großstrukturen ausgeübt werden kann. Gerade hier liegt für mich aber auch eine Chance: Unsere Gemeinden und unsere Kirche wird in Hinkunft noch mehr darauf angewiesen sein, **gute und engagierte Laien in unterschiedlichsten verantwortlichen Positionen** zu haben. Denn ohne das ehrenamtliche Engagement der vielen Christen wären unsere Gemeinden und unsere Pfarreien schon lange nicht mehr das, was sie sind und sein sollen: Nämlich Orte, wo christlicher Glaube in der Verbindung von Alltag und Feier erfahrbar wird; und wo Menschen, gerade auch kirchlich Fernstehende, etwas von Heimat und Geborgenheit erfahren können – auch in der Zukunft!
- 6) **Ökumenisches Miteinander vor Ort**: Gerade die derzeitige Diskussion, ausgelöst vielfach durch finanzielle oder personelle Notlagen, kann auch verstärkt zur Überlegung führen, was alles an Miteinander vor Ort möglich ist, um das Christsein und Christwerden zu stärken. Es liegt darin die Chance, dass im gelebten und erfahrenen Miteinander Ökumene von unten wachsen kann: im Teilen von Räumen, im Miteinander bei Veranstaltungen oder in der gemeinschaftlichen Hilfe für Notleidende – oder auch im gemeinsamen Gebet und der gemeinsamen Feier. Und gerade in diesem Miteinander geht es dann nicht um eine Gleichschaltung, sondern um ein profiliertes Miteinander, in dem sowohl katholische wie auch evangelische Partner die je eigenen Stärken neu entdecken können.